

Dialog: Iris Reuther und Angelus Eisinger über ihre Arbeit am Buch "Zürich baut" anlässlich der Vernissage vom 8. März 2007

(Es gilt das gesprochene Wort)

1_

«Zürich baut», das Buch, dessen Vernissage wir heute begehen, ist das Ergebnis eines langen Gespräches. Sie müssen sich das so vorstellen: An einem sommerlichen Freitagnachmittag vor mehr als 2 ½ Jahren sitzen Franz Eberhard, Regula Lüscher, Angelus Eisinger und Iris Reuther im Amtshaus IV und fangen zu sprechen an. Damit nimmt ein Dialog zu Städtebau und Planung in Zürich seinen Ausgang, der Erreichtes, Methoden und Herausforderungen reflektiert und diese Aspekte vor dem Hintergrund aktueller Planungstendenzen verortet.

Nach mehren Sitzungen zeigt sich ein erster Umriss für das Buch und erhält den Arbeitstitel „Weihnachtsessen mit Rosen“. Der Untertitel lautet: „Es geht um Städtebau“. Damit wird deutlich, dass sich unser Buch um das Bauen in der Stadt dreht, über die Atmosphären, in welchen es stattfindet sowie die Absichten und Zielsetzungen, mit denen es verfolgt wird. Wenig später kommt Martin Heller in die Runde und bringt nach dem Bauherrenanlass des Hochbaudepartments den Schlüsselbegriff *Vertrauen* ins Gespräch. Vertrauen als Ressource, Offerte und Basis für die neue Art städtebaulichen Arbeitens an der Stadt begleitet von nun an unsere Diskussion. Parallel zur Sichtung diverser Planungsprozesse und Projekte finden weitere Gespräche statt. Mit den Grundeigentümern und Investoren wird über *Teilhabe und Macht* diskutiert. Im Dialog mit den externen Architekten geht es um eine *geteilte Autorenschaft*. Die Vertreter von Partnerämtern berichten von notwendiger Integration und permanenter Koordination der Arbeit. Dabei klären sich ihre Rollen und Beiträge. Städtebau und Stadtplanung in Zürich offenbaren sich immer deutlicher *auch* als Kommunikationsprozesse, die ihren Ausgangspunkt in den Interessen, Erwartungen und Vorstellungen der unterschiedlichen Beteiligten haben. So wird ein gemeinsames Arbeiten an der Stadt möglich, das sich in Leitbildern artikuliert, in Auslegeordnungen verdichtet und schließlich in Projekten präzisiert und konkretisiert.

2_

Mir – ich habe in den 1980er Jahren in Weimar studiert und arbeite seit der deutschen Einheit als freie Architektin für Stadtplanung in Leipzig – ist diese Art des Umgangs mit der Stadt vertraut. Wir

leben in einer Zeit, in der sich Gewissheit als das Wissen um permanente Veränderungen herausstellt. Die Schauplätze dieser Transformation sind die Brüche und Areale des Industriezeitalters, die Wohnformen der Moderne, aber auch die Quantensprünge in Projekten in Zentrumslagen und an den Rändern der Stadt. Im Zuge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbrüche im Osten Deutschlands kippte vor meinen Augen ein fest gefügtes Planungsverständnis über Bord. Der Plan erwies sich als abstrakt, hierarchisch und schematisch. Er funktionierte als eine Art Black Box, in die man vorne Maßgaben und Ressourcen hinein gibt und wo hinten eine neue und bessere Stadt herauskommt. Damit verbanden sich eine starke Definitionsmacht der Planer und ein formales Vorgehen. Mit alledem wollte und konnte ich als Stadtplanerin angesichts der realen Zustände der Städte und der absehbaren Perspektiven nichts mehr zu tun haben. Nach einer Zeit der Verweigerung und Rebellion haben sich veränderte Wege kommunaler und privater städtebaulicher Aktivitäten im Stadtraum wieder eingestellt. Aber es geschieht mit einem veränderten Impetus der Planung. Dabei braucht es vor allem wache Augen, ein eigenes Bild von der Stadt, das Hinhören in die Stimmen bei Findungs- und Entscheidungsprozessen, die Suche nach Roten Fäden für eine Stadt- oder Raumidee und schließlich auch die Vorschläge für erste Schritte einer Umsetzung der Konzepte. Die Black Box hat sich in ein vielgestaltiges Geflecht einzelner Fäden und Knoten gewandelt. Inzwischen nenne ich einen solchen Städtebau auch wieder Planung. Ich sehe ihn – übrigens angeregt durch ein Statement von Dir, Angelus - in einem längeren Atemzug von den Lesarten eines Ortes über den Entwurf (als Abbild und Weltmodell) bis zum Umsetzungsprozess (und damit dem Anschluss an einen konkreten gesellschaftlichen und räumlichen Konsens) und schließlich bis zur Aneignung durch die Nutzer und Bewohner (und damit den eigentlichen Produzenten stadträumlicher Wirklichkeit). Dabei scheinen folgende Fragen relevant: Wie reagieren Raum- und Stadtstrukturen in veränderten wirtschaftlichen und kulturellen Situationen? Welche Identitäten entwickeln Stadtgesellschaften in Spannungsfeldern, Übergängen und kontrastreichen Situationen?

Welche Eigenarten erlangen soviel Gestaltungspotenzial, Gestaltbarkeit oder Gestaltungswillen, dass sie als städtebauliche Haltungen für Setzungen und Entwürfe wirksam werden können? Gibt es einen erweiterten Entwurfs- und Planungsbegriff für die verschiedenen Ebenen von Region, Stadt, Quartier, Standort und Objekt, der von der Lesart über die Setzung bis zur Reflektion reicht?

3_

Dein Hintergrund als praktizierende Planerin in Deutschland und meine planungshistorische Ausrichtung lassen für den aktuellen Zürcher Städtebau Referenzen in Raum und Zeit suchen. Der

Vergleichsfall Deutschland hält wichtige Einsichten bereit, situiert die Arbeiten, aber was erzählt der zeitliche Vergleich über den Stand der Dinge in Zürich? Ich möchte diese Frage als Stadtbewohner und historisch informierter Beobachter angehen.

Als Städtebau- und Planungshistoriker, der seinen Lebensmittelpunkt in Zürich hat, fällt mir zunächst einmal schlicht und einfach auf, dass in den letzten vielleicht 10 bis 15 Jahren das Stadtleben in Zürich und mit ihm nach und nach auch das bauliche Gesicht der Stadt an vielen Ecken und Enden facettenreicher, interessanter geworden sind. Das lässt sich tagtäglich in Zürich West, dem Letzigebiet, dem Hürlimann-Areal oder Schwamendingen beobachten. Noch ist kein Ende dieser Dynamik abzusehen, die – durch die städtischen Planungsinstanzen intensiv begleitet – neue Stadtidentitäten entstehen lässt. Weiter registriert der Planungshistoriker über die letzten Jahre eine schrittweise Entfaltung und zunehmend breitere Verankerung einer neuen Planungskultur – eine Entwicklung, die zu Beginn der 1990er Jahre noch kaum jemand zu prognostizieren gewagt hätte.

Wie lassen sich nun diese erfreulichen Veränderungen aus einer historischen Perspektive bewerten? Überblicken wir die letzten vielleicht hundert Jahre, gibt es in der Schweiz nicht viele Momente und Orte, in denen es der Planung in ähnlichem Masse geglückt ist, ihren *footprint* im Stadtraum zu hinterlassen. Das ruft nach Erklärungen und sobald sich der Historiker tiefer mit der aktuellen Stadtplanung in Zürich beschäftigt, fallen ihm historische Parallelen auf: Das Ausmass der Veränderungen erinnert an die Epoche unter Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner, als zwischen 1942 und 1957 die neu eingemeindeten Quartier Schwamendingen, Affoltern, Seebach und Altstetten in die Stadt eingebunden worden sind. Die Gemeinsamkeiten beschränken sich aber nicht allein auf das Quantitative: Untersucht man jene Jahre genauer, fällt auf, dass damals gewissermassen kooperative Planung *avant lettre* erfolgte – bei im übrigen reichlich ungünstigen planungsrechtlichen Rahmenbedingungen.

Die Wiederentdeckung der Planung, die seit Mitte der 1990er in Zürich zu beobachten ist, teilt mit der Ära Steiner die Einsicht, dass Städtebau immer in einem offenen, komplex bedingten Umfeld stattfindet, mit welchem über entsprechende Strategien und Prozessgestaltung ein adäquater Umgang zu finden ist. Hierin bestätigt sich einmal mehr, wofür ich in meinen historischen und aktuellen Untersuchungen viele Belege gefunden habe: Wer das Bild der Stadt formen möchte, kann sich nicht mit dem Entwerfen und Ausmalen des Bild begnügen. Nicht am Reissbrett oder Computer bestimmen sich nämlich die Konturen und Eigenschaften der gebauten Stadt, sondern über ein Management, das architektonisch-städtebauliche Konzepte und ökonomische Anforderungen, gesellschaftliche Bedürfnisse und politische Interessenlagen verbindlich auf ein konkretes Stück zu

bauender Stadt zu verpflichten vermag. Dieses Arbeiten haben wir in unserem Buch konzeptionellen Städtebau genannt.

4_

Wir sollten ihn an dieser Stelle einmal kurz skizzieren. Der konzeptionelle Städtebau bezieht sich auf einen konkreten Ort. Er arbeitet mit dem Raum, aber auch mit der Zeit. Und er stellt sowohl bei übergreifenden Planungen als auch bei Projekten die Frage nach der Prozessgestaltung und nach den Rollen der Mitwirkenden.

Die bisherige städtebauliche Praxis verstand Stadträume als von Planern und Architekten ausgearbeitete Planwelten, die auf der Grundlage von Entwürfen und im Einklang mit baurechtlichen Vorgaben formuliert wurden. Der Konzeptionelle Städtebau vertraut nicht mehr allein auf die herkömmlichen Ausdrucksformen und Instrumente. Vielmehr erlangen Lesarten, Visualisierungen und Modelle neue Bedeutung. Sie bilden die kreativen Einsätze in iterativen Findungs- und Aushandlungsprozessen. Auf diesem Weg festigt sich für einen bestimmten Ort das Bild der Stadt und wird in der Umsetzung für jeweilige Funktionen und Nutzungen materialisiert. An die Stelle der Fixierung treten gemeinsame, in geteilter Autorenschaft unterschiedlicher Interessen (Amt für Städtebau/Verwaltung, Planer/Architekten, Grundeigentümer/Investoren) entwickelte Lösungen, die auf städtebaulichen Prinzipien beruhen.

Die aktuelle Renaissance der Stadt und des Städtischen liegt wesentlich in der Wiederentdeckung ihrer weltoffenen und zugleich persönlichen Milieus begründet. Dabei fungiert das öffentliche Raumsystem als Grundriss und Gedächtnis der Stadt. Doch die Attraktivität des städtischen Alltags entsteht erst in der Aneignung des öffentlichen Raums durch seine Bevölkerung. Programmieren lassen sich diese Prozesse nicht. Wohl aber erweisen sich die räumliche und funktionale Ausformulierung im Kontext der Anrainer und die konkrete Gestaltung als zentrale Elemente eines konzeptionellen Umgangs mit den öffentlichen Räumen.

Städtebau betreiben heisst immer auch eine Auseinandersetzung mit der baulichen Vergangenheit einer Stadt führen. Dieses Erbe bildet die Folie, auf der das Neue entsteht. Zürich kennt alle Epochen einer europäischen Stadt seit dem Mittelalter, wenngleich diese unterschiedlich starke Spuren hinterlassen haben. Dabei hat die städtebauliche Moderne wie keine zweite Phase das Gesicht der Stadt geprägt. Dieses Erbe planerisch anzunehmen und weiterzuentwickeln verlangt nach einer kritischen Auseinandersetzung. Das meint eine Reflektierte Moderne und kann freilich auch bedeuten, Korrekturen vorzunehmen.

Stadt und Region verweben sich zusehends. Dabei lösen sich traditionelle Zentralitätsmuster auf, und politische Grenzen verlieren ihre Prägekraft. In der Kernstadt und an den Übergängen zur Region stehen neuartige Aufgaben. Die Verkehrsknotenpunkte der Innenstadt ziehen gleichsam «Stadtbausteine» von hoher baulicher Dichte an, die besonderer planerischer Betreuung bedürfen. An den Schnittstellen zur Region zeichnen sich Projekte von ähnlicher Tragweite ab: Im Patchwork der Zwischenstadt müssen qualitätvolle und prägnante Orte - urbane Adressen - geschaffen werden.

5_

Die letzten Bemerkungen weisen über die Stadt Zürich hinaus: Wir sollten deshalb noch ein paar Worte zur Grossregion Zürich verlieren, dem Metropolitanraum Zürich. Viele Städte versuchen sich heute auf internationalem Parkett mit dem Begriff Metropole neu zu positionieren. In diesem Zusammenhang hat das Stadtmarketing Zürich von der gemütlichen little big city zur muskulöseren downtown Switzerland umgetauft, um aktuell das integrativere und selbstbezüglichere «Wir leben Zürich» zu verkünden. Allein: Die Metropolenfrage ist weit mehr als eine Marketingaufgabe. So zeigt ein Blick auf Europa, dass der Wettbewerb der Städte (Metropolen) genauer besehen ein Wettbewerb der (Metropol-)Regionen ist. Diesen Entwicklungen kann sich auch der Standort Zürich nicht entziehen. Von dieser Tendenz zu sprechen, heisst sich einzugestehen, dass die Stadt nicht an ihren politischen Grenzen aufhört. Die Stadt Zürich operiert als Brennpunkt eines grossen Einzugsgebiets, mit welchem es vielfältig verbunden ist. Was im Alltag untrennbar zusammengehört, ist aber längst noch nicht aufeinander abgestimmt. Das hat konkrete Folgen für die Stadtplanung: übergeordnete Anforderungen müssen mit Bedürfnissen vor Ort abgeglichen werden müssen. Die Stichworte lauten: Stadtlandschaften, Brennpunkte, Bewirtschaftung der Infrastrukturen. Sie besagen, dass sich Zukunft der Stadt und Region Zürich an der Fähigkeit zur Entwicklung einer gemeinsamen Perspektive entscheiden wird. Mit dem Blick auf die Städtzürcher Erfahrungen und den veränderten Horizont der Stadtregion könnte man von konzeptioneller Regionalplanung sprechen.